

**Herbstlied.**

Von Alexis Nat.

Oh der Herbstwind heult um's Dach,  
Sind die Vögel aufgebrochen,  
Blatt und Blüthen, die verwehen,  
Wägen sie nicht fallen sehen.  
Wange Wachen  
Folgen nach.

Lieder schweigen, Spiel und Scherz,  
Die wir pflegten froh gemeinsam.  
Wie gewonnen sind verloren  
Auch der hohen Liebe Wonnen.  
Ernst und einsam  
Ward das Herz.

Lebenslust und Kraft verlohrt,  
Rebenslust umhüllt die Sterne,  
Und die Hoffnung geht zur Neige.  
Durch die raschtaulenden Zweige  
Erleuchtet von ferne  
Schon der Tod.

**Verdrachte Existenzen.**

Plauderei von W. v. Schierbrand.

Zu den Eigentümlichkeiten der amerikanischen Einwanderung gehören auch die sogenannten „verdrachten Existenzen“, Leute, die in ihrer Heimat ihre Rolle zu Ende gespielt haben und nun jenseits des Ozeans ein neues Dasein führen wollen. Meistens sind solche Leute nicht, denn für Leute solchen Schlages ist die fröhliche, reiche Republik die ganze Männer fordert, eben nicht der richtige Boden. Gewöhnlich verpuffen sie noch mehr und werden entweder elendiglich zu Grunde, oder aber sie passen sich notgedrungen den neuen Verhältnissen einermäßen an und sind dann wenigstens im Stande, ein kümmerliches Auskommen zu finden. Weiter bringen sie's nur selten. Für den Schriftsteller dagegen, und namentlich für den deutsch-amerikanischen, gehören diese verdrachten Existenzen zu den interessantesten Erscheinungen, denn es ist nicht zu leugnen, daß das größte Contingent zu denselben aus Deutschland stammt. Im Laufe einer langen journalistischen Thätigkeit habe ich auch eine ganze Reihe solcher Persönlichkeiten mit einer mehr oder minder „shady past“ kennen gelernt. Ich will namentlich einige der menschlich interessantesten Leute von diesem Typus wahrheitsgetreu schildern, mit dem einzigen Vorbehalt, in einzelne Fällen den wahren durch einen fingierten Namen zu ersetzen, und zwar „for obvious reasons“.

Da lernte ich z. B. Anfang der 70er Jahre in New York einen sächsischen Edelmann kennen, dessen Familien-Genealogie bis zu den Kreuzzügen zurückreichte und dessen Name — von Einfiel — mit zu den berühmtesten des Weimarer Landes gehört. Dieser Mann hatte seine Habe in wüsten Geländen und mit hohem Spiel verbracht, hatte dann riesige Schulden gemacht und war schließlich nach Amerika verbannt. Was sollte er hier anfangen? Zu seiner nützlichen Thätigkeit erlagte, noch fähig, schon über die erste Jugend hinaus, wurde es ihm äußerst schwer, überhaupt etwas zu finden, wodurch er sein Leben notwendig fristen konnte. Dazu war er träge und körperlich nicht stark. So „waiterte“ er denn, wie er's nannte, im Atlantic Garden, für \$1 pro Tag und freier. Ränge hielt er das aber nie aus, höchstens eine Woche, dann „privatisirte“ er wieder bis ihn die Noth und der Hunger von Neuem zwangen. Als ich ihn zum ersten Male traf, in einer Kneipe, und ich erfuhr, wer er sei, sah ich mit dem Mann etwas genauer an. Seine verlebten, von Lebensschicksalen durchfurchten Züge, seine sonderbare Kleidung prägten sich meinem Gedächtniß ein. Er trug, wohl weil er sonst keine Kleider hatte, stets seine „Waiderröcke“, glänzende fettige schwarze Hosen, und ein Paar Schuhe, bei dem die Sohle, wie sie mit den „uppers“ auf gepannten Füße ließe, mit Bindfaden befestigt war. Bei aller Verkommenheit jedoch gab es gewisse „bonux restos“ noch an ihm, und sein Erzählertalent war großartig. Er hatte eine lebende Redensart namentlich, die im Laufe der Unterhaltung immer wieder lehrte: „Zwischen mir und dem Rittergut stehen nur die zwei Augen meiner Tante!“ Sie war offenbar — oder eigentlich ihr Tod — der einzige Leisten, den er noch im Leben hatte. Wir hatten in der Kneipe die Redensart schon so oft gehört, daß wir nicht mehr daran glaubten.

Eines Tages indeß trat ein elegant gekleideter Mann in die betreffende Kneipe, die Vornehme in's Auge gefaßt, mit einem goldknöpfigen Spazierstock bewehrt, den Rauch einer feinen Havana-Cigarre läßt vor sich hin blauen. Man hätte wirklich Mühe, in der neuen Erscheinung unseren alten Bekannten, den Herrn von Einfiel, wieder zu erkennen. „Tante tobt endlich?“ fragte der Knepfträger, halb im Scherz. „Ja, endlich“, erwiderte der Gefragte, indem sein ganzes Gesicht leuchtete, „und übermorgen geht's fort, zurück nach Sachsen, und da will ich den Leuten mal zeigen, was 'ne Karte ist. Ich, das Hundsbild, das nun aufgehört, und ich kann wieder das sein, was ich früher war. Wie das wohl thut!“

Ein breites Lächeln glitt über seine Lippen, ausgemergelten Zügen, und im Gedanken an die Genüsse, die seiner nun wieder harrten, schmalzte er schon mit der Zunge. Auf unsere Mahnworte, dort diesmal wenigstens seinen Reichthum besser zu benützen als früher, hatte er nur die Bemerkung: „Das verleiht Ihr nicht!“ Darauf aber lud er uns alle ein, mit ihm seine „Rehabilitirung in der guten Gesellschaft“ zu feiern, und ein feierliches Gelage wurde inscenirt, das erst um Mitternacht sein Ende erreichte. Bei der Abfahrt gaben wir ihm das Geleit, bis das rauchende, puffende Goloß von Dampf unserer Räder entfiel.

Zwei Jahre später begegnete ich Einfiel wieder an der Bower — er sah womöglich noch verlumpter aus als früher. Das Rittergut mit allem dem Baarvermögen der Erbante hatte er glücklich innerhalb 14 Monaten verpachtet — namentlich durch hiesige Weiten bei den Verrenten und durch „Tempeln“ in Leipzig. Jetzt war er wieder in New York, aber dieses Mal auch gründlich verkommen, geistig wie körperlich. Sechs Monate später wurde ich nach dem Hospital an sein Sterbebett gerufen. Ein mattes Lächeln auf den unruhigen Zügen beim Eintritt. „Na, wie geht's?“ flüsterte er mit heiserer Stimme. Am Abend war er todt.

Es sind erst wenige Jahre her, da tauchte in Chicago ein junger Graf Blücher von Wolskati auf. Er brachte einige Empfehlungen mit und war äußerlich ein ganz repositiver Kerl, aber auch er war eine „verdrachte Existenz“. Seine Familie hatte sich von ihm losgesagt, und so war er nach Amerika gekommen, in Begleitung eines ebenfalls sehr leichtfertigen Stabesgefehrten, in der Hoffnung, seinen Ziel gegen eine reiche Erbin anzulassen. Sein Stammvater war in bester Ordnung — sein Zweifel, er war ein Nachkomme des berühmten „Marschall Worsworts“. Auch hatte er Offiziersrang in der deutschen Armee bekleidet und hatte „nur“ Schulden halber den Abschied nehmen müssen. Nun, er probierte sein Glück bei den amerikanischen Damen, aber da er nicht recht lancirt worden war und auch seine Empfehlungsbriefe an Leute gelangt hatten, die selbst nicht in „the social swim“ waren, so glückte es damit nur mittelgänglich. Mit dem Schuldenmachen ging es in Amerika nicht so leicht wie in Berlin, und so sah sich der hochblau Windbeutel eines schönen Tages vis-a-vis du rien, wie die Phrase lautet.

Da gelang es ihm, durch Vermittelung eines in Chicago domicilirten früheren Kameraden (dessen Name ich verschweige) sich Zutritt in die Familien eines reichen jüdischen Schlichters in Milwaukee zu verschaffen, und in einem Wisconsiner Badeort kam es dann auch gleichzeitig zur Verlobung mit der mehr oder minder liebrenden Tochter des Hauses. Von ihm und seinem Bekannten wurde darauf sofort in die Reclametrompete geblasen, und der Credit des jungen Mannes hob sich darauf wieder merklich. Er zeigte seine Verlobung auch seinen Eltern in Deutschland an, allein von dort langte bald ein geharnischtes Schreiben des Papas an, worin es hieß, er solle nicht nur entsetzt werden, auch völlig aus dem Familienverbande ausgeschlossen werden, wenn er aus dieser Verlobung eine Heirat werden lasse. So kam es denn nicht zu der geplanten Verbindung, und der junge Graf verschwand bald darauf unter Hinterlassung ganz bedeutender Schulden. Später tauchte er im Osten auf, in Long Branch und Saratoga, und einige Monate darauf las man von seiner Heirat mit der Tochter eines reichen Anglo-Amerikaners. Unglücklicherweise jedoch machte der Heirath kurze Zeit darauf einen schmähligen Bankrott, und was seitdem aus dem jungen Paare geworden ist, das entzieht sich meiner Kenntniß. Viel Gutes wohl schwerlich.

Ein deutsch-österreichischer Graf, dessen Zeit in Chicago und Milwaukee viel von sich reden machte, gehört auch in diese Kategorie. Ich will ihn hier Pagay nennen. Dieser Mann, vornehm erzogen, von ungewöhnlicher Verstand und einem scharfen, natürlichen Instinct, ließ erst mehrere Jahre lang betteln und unbeschäftigt herum, da es ihm mit Nichts glücken wollte. Schließlich fand er eine Stellung als Anzeiger-Agent für eine deutsch-amerikanische Zeitung. Wertwürdiger Weise schien er gerade für eine solche Thätigkeit wie geschaffen. Mit einer Fähigkeit und einer Unverfälschtheit, die man einem solchen alladligen Sprechling am wenigsten getraut hätte, mußte er sich um Anzeigen, und binnen Kurzem gelang auch der Erfolg nicht aus. Es gelang ihm, mehrere große und sehr vortheilhafte Contracte für seine Zeitung abzuschließen, wofür sich die Eigentümer derselben auch erkenntlich zeigten, indem sie sein Salär bedeutend erhöhten, jedoch er nach einiger Zeit ein Einkommen von ca. \$3000 genoss.

Nachdem er's indeß so weit gebracht hatte, da schnell dem Herrn Grafen wieder der Kram, und er gedachte sich, als ob er das väterliche Stammschloß in Wäldern mit der dazu gehörigen weiten Ländereien wieder zu Eigen nenne. Er lebte auf einem Fuße, der mit seinem Verdienst in seinem Verhältnis stand. So ging's eine Zeitlang fort, bis eines Tages der Graf ein Schwindelgeschäfts-Contracte, im Voraus erhaltene Gebühren, für die kein Äquivalent vorhanden war, und unbezahlte Rechnungen — das war das Ende vom Lied, als die Sache zum Klappen kam. Der Graf verstand darauf von der Witwenschaft, aber es war ihm während seiner kurzen Glatzperiode gelungen, sich mit dem alten „Marquis“ Pullman bekannt zu machen, und dieser schickte ihn nach Europa, um dort geschäftlich thätig für ihn zu sein. So geschah einmal das Umgekehrte — eine in Amerika abermals „verdrachte Exi-

stenz“ wurde zur „Rehabilitirung“ zurück nach Europa befördert.

Man darf behaupten, daß wenn ein zu den gebildeten Ständen gehöriger Mensch, namentlich einer der zu den privilegierten Casten gehört, ein Lump oder Gauner wird, so übertrifft er an Gefinnungslosigkeit und Schlechtigkeit in der Regel den Verbrecher von niedriger Herkunft. Ein ausgesuchtes Exemplar dieser Gattung, ein Mensch, der moralisch nicht höher stand als der Wilde der Südpolargegend, war ein gewisser Baron von Savign, den ich in der Mitte der 80er Jahre in St. Louis kennen lernte. Aus hochadlerer Familienstamm und nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen, trat er in den preussischen Staatsdienst, wo er sich indessen binnen Kurzem unmöglich machte, durch seinen Lebenswandel und durch seine Gaunereien. Er war Fortbewerber, und eine im Complot mit mehreren Lieferanten ausgeführte Verschwendung des Fiskus brach ihm das Genick. Vor seiner Verurtheilung indeß glückte ihm die Flucht, und so war er nach Amerika gelangt. Hier hat er sich wechselfach als Baurentner, als Krimmlebenspieler, als Schlepper für Spielbälle, später auch als Fälscher und Einbrecher sein „Brod erworben“. Im Jefferson City Zuchthaus lag er mehrere Male, und schließlich wurde er bei einer Razzia, die die Polizei auf eine Spielhölle an der Chouteau Avenue in St. Louis unternahm, tödtlich verurtheilt. Das Geschick einer Anzahl der schlimmsten Verbrecher, die er in seinem Leben begangen hatte, befindet sich unter den Acten der St. Louiser Polizei, allerdings nicht unter seinem richtigen Namen, sondern unter einem angenommenen, sehr piebischem.

Langsam indeß dämmert den Leuten in Europa die Ueberzeugung auf, daß für ihre „schwarzen Schafe“ und „verlorenen Söhne“ die Vereinigten Staaten denn doch nicht mehr das rechte Land ist. Die Mode, solchen billigen Ausfluß einfach nach Amerika abzustufen, geräth sowohl in England wie in Deutschland allmählich in Verfall. Und das ist gut, denn es gibt heute doch andere Theile der Welt, wo catinarrische, verdrachte Existenzen, besser und sicherer aufgehoben sind, als in den Ver. Staaten — Centralasien zum Beispiel.

**Wie der Tabak entstand.**

Arabische Sage.

Der Prophet ging einst auf dem Felde und fand dort eine vor Ralle erstarre Schlange. Mitleidvoll hob er sie auf und erwärmte sie.

Als die Schlange wieder zu sich gekommen war, sprach sie: „Göttlicher Prophet, wisse, daß ich Dich jetzt beissen werde.“

„Und warum?“ fragte Mohamed. „Weil Dein Geschlecht das meine verlorst und es auszurollen trachtet.“

„Aber führt nicht auch Dein Geschlecht gegen das meine täglich Krieg?“ entgegnete der Prophet. „Wie kannst Du ferner so unbarbar sein und so schnell vergessen, daß ich Dir das Leben gerettet habe!“

„Danke dir gibt es auf der Welt nicht“, erwiderte die Schlange, „und wenn ich Dich jetzt verschlucke, so wirst Du über ein Anderes Deines Geschlechts nicht später doch ähnen. Bei Allah, ich werde Dich beissen.“

„Wenn Du bei Allah geschworen hast, dann will ich nicht die Ursache davon sein, daß Du Deinen Schwur brichst“, sprach der Prophet, indem er seine Hand vom Munde der Schlange führte.

Die Schlange biß ihn; er aber sog die Wunde mit seinen Lippen aus und spie das Gift auf die Erde hin. Und es sproß an dieser Stelle eine Pflanze empor, welche das Gift der Schlange und die Barmherzigkeit des Propheten in sich vereinigt.

Die Menschen nennen jene Pflanze Tabak.

**Robertumpft.**

Der Stammvater war vollständig verkommen; man plauderte über den französischen Krieg. Der Rentier Lehmann, von dem bekannt war, daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm, ergriff plötzlich das Wort und hub an: „Meine Herren, ich habe da bei Mars la Tour eine merkwürdige Sache erlebt; ein reitender Gaul faßt mit einem Male aus unseren Reihen hervor direkt auf die Feinde los. Dort packt er einen französischen Offizier an Kragen und schlepft ihn im Galopp zu uns herüber. Ehe noch die Franzosen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, war der Mann unter Feuer gefangen.“ — Die Stammvatermitglieder mußten nicht, was sie zu dieser Geschichte sagen sollten, nur der Apotheker, ein Sachse, fand schnell die Sprache wieder und sagte: „Das ist allerdings sehr merkwürdig; ich kann Ihnen aber eine noch erstaunlichere Begebenheit berichten. Denken Sie sich, meine Herren, während der Schlacht bei Sedan hat sich das 12. französische Chasseur-Regiment upplächlich in das 2. Chasseur-Regiment verwanbelt.“

„Wie ist denn das möglich?“ erfuhr es am Stammtisch. „Sehr einfach“, entgegnete der Apotheker, „wir hatten den Marsch die Gänge (Zelne) weggeschossen.“ — Lehmann schlich getnickt nach Hause.

— Optimistisch. Frau, Marie, Sie haben sich gestern Abend aber wenig Mühe beim Souper gegeben! Marie: „Seren Sie froh, gnädige Frau: so habe ich diese Gesellschaft so oft hier an ein!“

**Gefühlsverlebe.**

Von Heint. Grunias.

Die Liebe ist gleich einem edlen Baume, voll der herrlichsten Blüten, die alle verschieden an Schönheit und Gestalt, an Duft und Farbe sind, daher auch das Hohlgebet der Liebe niemals ausgetauscht wird! Alle diese edlen Blüten sind von ihrem Schöpfer bestimmt, die herrlichsten Früchte zu tragen; von einer derselben will ich heute reden: von der Gefühlsverlebe.

Es ist eine Freude zu sehen, wie die Gefühlsverlebe sich herzlich lieb haben und dies mit Wort und That im täglichen Umgang beweisen; aber leider ist dies nicht immer sichtbar: in meinem langjährigen Berufe als Erziehersin habe ich Gelegenheit gehabt, daran vielfache Erfahrungen zu sammeln. Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß unter Gefühlsverleben, so lange sie klein sind, ein gewisses beständiges Jant und Streit herrscht; und dennoch ist dies selten ein Beweis mangelnder Liebe. Sobald einem der Gefühlsverlebe ein Unfall begegnet, oder ein vielleicht schwerer Krankheitsfall die Liebe klar zu Tage tritt, tritt die Liebe klar zu Tage; sie zeigt sich in den heißen Thränen, in der Angst und Sorge um Bruder oder Schwester. Auch wenn einem von ihnen eine Beleidigung, eine Unbill widerfahren ist, oder wenn man an anderer sich thätlich an ihm vergreifen hat: wie energisch treten dann die Gefühlsverlebe für einander auf, wie müthig vertheidigen sie den Verdrängten, wie betheuern sie seine Sache ganz als die ihre. Das ist ein Beweis für eine wahre Freude, besonders für eine Erziehersin, die sich täglich über die kleinen Zänkereien ärgern muß und sich darüber betrübt, daß weder Vorstellungen noch Ermahnungen, ob lieblich oder streng, etwas fruchten.

Erst später, bei den heranwachsenden Gefühlsverleben zeigt sich die Liebe, welche sie innerlich verbindet, auch äußerlich im täglichen Leben. Da werden die ziemlich gleichaltrigen Schwestern Freunden und Verden zusammen treten, und — weniglich ihre Charaktere und Neigungen verschieden sind, doch lieb und treu zu einander halten. Sehr lohnend ist meistens das Benehmen der Brüder gegen die Schwestern, besonders wenn sie älter sind als diese. Sie betrachten sich gleichsam als die mütterlichen Beschützer ihrer Schwestern, begleiten sie als solche auf Bälle, in Concerte und in's Theater, holen sie aus Gesellschaften ab, kurz sie sind stets zu ihrem Dienste bereit und legen dabei eine Zartheit und Ritterlichkeit an den Tag, die ihnen alle Ehre macht.

Die Schwestern dagegen benehmen sich auch dankbar, thun ihren Brüdern alles zuteile, helfen ihnen aus mancher Verlegenheit und hegen einen berechtigten Stolz auf sie im Herzen.

Solche Gefühlsverlebe ist eine köstliche Blüthe, die sicher edle Früchte trägt und wohl werth ist, besungen zu werden.

Da es nicht zu leugnen ist, daß der Umgang mit dem zarten Geschlecht der edelst und dem Mann wirkt, so ist es auch eine anerkannte Thatsache, daß die Brüder, welche Schwestern besitzen, durch den täglichen Umgang mit ihnen formenwandler, zartfühlender und rücksichtsvoller werden, als sie es von Natur sind, während so oft junge Leute, die keine Schwestern haben, durch die Eitelkeit, Formlosigkeit und linksches Wesen Anstoß erregen.

Eine rührende Liebe hegen meistens auch die älteren Schwestern zu ihren jüngeren Geschwistern; sie sorgen nachher mütterlich für die Kleinen und sind dadurch eine gute Stütze für die vielleicht trübselige oder vielbeschäftigte Mutter.

Doch nun kommen die Schwätzebilder. Leider sucht man die schöne Blume der Gefühlsverlebe oft vergebens.

Es gibt Brüder, die kalt und lieblos jeder seinen eigenen Weg neben einander hergehen, unbekümmert um des andern Wohl oder Wehe; Schwestern, die, wenn gleich im Alter wenig verschieden, sich Fremden unter Fremden suchen, statt an die natürliche Freundin, die Schwester, sich anzuschließen; ja es gibt Schwestern, die mißgünstig und neidisch auf einander sind, doch bilden sie hoffentlich nur seltene Ausnahmen.

Es gibt Gefühlsverlebe, die, wenn sie verheiratet sind, engherzig nur ihrem eigenen Glücke leben und Jahre lang nicht das Bedürfnis haben, einander zu sehen oder auch nur zu schreiben, obgleich doch die engsten Bande sie verknüpfen und unzählige Erinnerungen an die gemeinsam erlebte, oft so schöne Jugendzeit sie daran mahnen sollten. Doch genug des Schätzens, der oft noch viel dunkler erscheint!

Noch schöne Beispiele von Gefühlsverlebe finden wir in der Weltgeschichte. Da ist z. B. Karl XII. von Schweden, der die Frauen im Allgemeinen nicht hoch stellte (daher auch unehrlich war), aber eine innige Liebe zu seiner Schwester hegte. Karl der Große für ihn so verhängnisvollen Schicksal bei Vastawa, im Lager bei Bender, traf ihn die Nachricht von dem Tode seiner älteren Schwester, der Witwe des Herzogs von Holstein. Der Mann hatte es ihm einige Tage vorhergemacht, als er es dann doch erfuhr, war er tieftraurig. Tagelang gab er sich seinem Schmerz hin, und an seine einzige, nun noch lebende Schwester schrieb er: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübnis erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte; denn mit keinem Muthe würde ich alles ertragen haben.“

— Loyalität. Frau (am Dienstmädchen): „Was muß ich hören? Du hast Dich von einem Schutzmännchen unarmen und küssen lassen! Und das in meiner Wohnung!“ Dienstmädchen: „Ich werde mich doch Ihre Wohlthaten keines Widerstandes gegen die Staatsgewalt widrig machen!“

— In Raufsch. Sie: „Papa war wohl sehr ärgerlich, als Du um meine Hand anhielst?“ Er: „O, durchaus nicht, im Gegentheil, er fragte mich, ob ich nicht noch einige anständige Leute wüßte, die genügt wären, Deine fünf Schwestern zu heirathen!“

— Loyalität. Frau (am Dienstmädchen): „Was muß ich hören? Du hast Dich von einem Schutzmännchen unarmen und küssen lassen! Und das in meiner Wohnung!“ Dienstmädchen: „Ich werde mich doch Ihre Wohlthaten keines Widerstandes gegen die Staatsgewalt widrig machen!“

— In Raufsch. Sie: „Papa war wohl sehr ärgerlich, als Du um meine Hand anhielst?“ Er: „O, durchaus nicht, im Gegentheil, er fragte mich, ob ich nicht noch einige anständige Leute wüßte, die genügt wären, Deine fünf Schwestern zu heirathen!“

— Loyalität. Frau (am Dienstmädchen): „Was muß ich hören? Du hast Dich von einem Schutzmännchen unarmen und küssen lassen! Und das in meiner Wohnung!“ Dienstmädchen: „Ich werde mich doch Ihre Wohlthaten keines Widerstandes gegen die Staatsgewalt widrig machen!“

wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von uns drei Geschwistern der erste zu sein, der sein ihm abgedecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens, nicht so unglücklich zu sein, der letzte von uns zu werden!“

So war auch Friedrich der Große durch eine innige Liebe mit seiner Schwester Friederike verbunden, welche schwer darunter litt, daß ihr Bruder in Ungnade gefallen war, und die sich vergebens schon oft für ihn verandert hatte. Wie Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Bayreuth hatte der König, um ihr eine Freude zu machen, Friedrich aus der Haft entlassen und nach Berlin zurückzuführen. Die Prinzessin hat dies selbst in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten ausführlich erzählt; wie sie mitten im Laufe darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihr Bruder da sei, wie sie ihn nicht gleich erkannt, weil er sich so sehr verändert habe, und wie sie ihm dann um den Hals gefallen sei, unter Lachen und Weinen und vor Freude die Worte habe hervorbringen können. „In meinem Leben habe ich keine so lebhaft Freude empfunden!“ sagt sie. Mit ihrem Bruder an der Hand geht sie nun zum König, wirft sich ihm zu Füßen und bittet ihn, doch ihrem Bruder seine Liebe wieder zu schenken; — und die Prinzessin schließt mit den Worten: „Diese Scene war so rührend, daß die ganze Versammlung bis zu Thränen bewegt war.“

Auch von zwei edlen Fürstentöbnern wird ein Beispiel solcher Liebe berichtet:

Kaiser Albrecht I., jener strenge und finstere Monarch, der später durch die Hand seines Neffen fiel, hatte einen treuen Hund, der zugleich so klug war, daß er es verstand, wenn sein Herr zu ihm sagte: „Laf, niemand zu mir herein!“ Dann hielt er vor der Thüre Wache und jagte jeden, auch wenn er sonst zu seinen Freunden gähnte, mit Knurren und Bähneflehchen in die Flucht. Eines Tages kam auch der Sohn des Kaisers, Herzog Leopold, und begehrte Einlaß bei seinem Vater. Der Hund aber, seiner Pflicht sich bewußt, ließ auch ihn nicht zur Thüre. Nachdem der Herzog lange gebeten und geschmeichelt, doch ohne Erfolg, ward er zornig und vertrieb dem Hunde etliche Fuß, bis er endlich durch die Thüre ins Haus kam. Der Kaiser erfuhr, was über die Wachen zugefallen war, und ließ den Hund auf die Entdeckung des Thüters los, und schickte ihn, daß er den Thüter vor sich her treibe. Der Hund aber, seiner Pflicht sich bewußt, ließ auch ihn nicht zur Thüre. Nachdem der Herzog lange gebeten und geschmeichelt, doch ohne Erfolg, ward er zornig und vertrieb dem Hunde etliche Fuß, bis er endlich durch die Thüre ins Haus kam. Der Kaiser erfuhr, was über die Wachen zugefallen war, und ließ den Hund auf die Entdeckung des Thüters los, und schickte ihn, daß er den Thüter vor sich her treibe.

Die Schwärze haben wir oben schon erwähnt, dann ihren Brüdern alles zuteile, helfen ihnen aus mancher Verlegenheit und hegen einen berechtigten Stolz auf sie im Herzen.

Solche Gefühlsverlebe ist eine köstliche Blüthe, die sicher edle Früchte trägt und wohl werth ist, besungen zu werden.

Da es nicht zu leugnen ist, daß der Umgang mit dem zarten Geschlecht der edelst und dem Mann wirkt, so ist es auch eine anerkannte Thatsache, daß die Brüder, welche Schwestern besitzen, durch den täglichen Umgang mit ihnen formenwandler, zartfühlender und rücksichtsvoller werden, als sie es von Natur sind, während so oft junge Leute, die keine Schwestern haben, durch die Eitelkeit, Formlosigkeit und linksches Wesen Anstoß erregen.

Eine rührende Liebe hegen meistens auch die älteren Schwestern zu ihren jüngeren Geschwistern; sie sorgen nachher mütterlich für die Kleinen und sind dadurch eine gute Stütze für die vielleicht trübselige oder vielbeschäftigte Mutter.

Doch nun kommen die Schwätzebilder. Leider sucht man die schöne Blume der Gefühlsverlebe oft vergebens.

Es gibt Brüder, die kalt und lieblos jeder seinen eigenen Weg neben einander hergehen, unbekümmert um des andern Wohl oder Wehe; Schwestern, die, wenn gleich im Alter wenig verschieden, sich Fremden unter Fremden suchen, statt an die natürliche Freundin, die Schwester, sich anzuschließen; ja es gibt Schwestern, die mißgünstig und neidisch auf einander sind, doch bilden sie hoffentlich nur seltene Ausnahmen.

Es gibt Gefühlsverlebe, die, wenn sie verheiratet sind, engherzig nur ihrem eigenen Glücke leben und Jahre lang nicht das Bedürfnis haben, einander zu sehen oder auch nur zu schreiben, obgleich doch die engsten Bande sie verknüpfen und unzählige Erinnerungen an die gemeinsam erlebte, oft so schöne Jugendzeit sie daran mahnen sollten. Doch genug des Schätzens, der oft noch viel dunkler erscheint!

Noch schöne Beispiele von Gefühlsverlebe finden wir in der Weltgeschichte. Da ist z. B. Karl XII. von Schweden, der die Frauen im Allgemeinen nicht hoch stellte (daher auch unehrlich war), aber eine innige Liebe zu seiner Schwester hegte. Karl der Große für ihn so verhängnisvollen Schicksal bei Vastawa, im Lager bei Bender, traf ihn die Nachricht von dem Tode seiner älteren Schwester, der Witwe des Herzogs von Holstein. Der Mann hatte es ihm einige Tage vorhergemacht, als er es dann doch erfuhr, war er tieftraurig. Tagelang gab er sich seinem Schmerz hin, und an seine einzige, nun noch lebende Schwester schrieb er: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübnis erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte; denn mit keinem Muthe würde ich alles ertragen haben.“

— Loyalität. Frau (am Dienstmädchen): „Was muß ich hören? Du hast Dich von einem Schutzmännchen unarmen und küssen lassen! Und das in meiner Wohnung!“ Dienstmädchen: „Ich werde mich doch Ihre Wohlthaten keines Widerstandes gegen die Staatsgewalt widrig machen!“

— In Raufsch. Sie: „Papa war wohl sehr ärgerlich, als Du um meine Hand anhielst?“ Er: „O, durchaus nicht, im Gegentheil, er fragte mich, ob ich nicht noch einige anständige Leute wüßte, die genügt wären, Deine fünf Schwestern zu heirathen!“

**Die Seide.**

Wenn es wahr ist, daß die Seide von denjenigen Dingen gehört, die „über die knappe Nothwendigkeit des Lebens hinausgehen“, und „auch nicht gerade nöthig sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit oder zur Erbringung der menschlichen Glückseligkeit“, so ist es doch eine unbefristete Thatsache, daß kaum irgend eine Manufactur eine ähnliche culturhistorische Bedeutung, eine nur annähernd so große, nationalökonomische Stellung erlangt hat, wie die Seide.

Es ist nicht uninteressant, zu verfolgen, mit welchem Eifer man könnte fast sagen, mit welcher Begier die Luxusgegenstände gesucht und gepflegt wurde, welchen Reiz er auf den Menschen zu jeder Zeit ausübte, wie er alle Hindernisse, die ihm entgegengeleitet wurden, überwand — ja sogar die, welche die Religion ihm bereite. Schon die alten Phönizier waren eifrig bemüht, den Seidenbau an sich zu ziehen; die Griechen und Römer folgten ihrem Beispiel. Was nutzte die Sattiren der Dichter und Philosophen, und was die Anordnungen der Kaiser des alten Rom! Alexander der Große ward durch ein medisches Seidenband durch die römische Kaiser Helioagalus durch die hingeriffen, den Saiten zu trogen. Nur Aurelian, einer seiner Nachfolger, schlug seiner Gemahlin die Bitte ab, ihr ein seidenes Kleid zu kaufen, weil der Stoff zu teuer war. Karl der Große hatte seinen Kaiseremantel mit Seidenstreifen verbrämen lassen, und ein schottischer König ließ sich ein Paar seidene Strümpfe, als er den englischen Gesandten empfing, weil er aus eigenen Mitteln sich keine anschaffen konnte! — Bei Beginn des Christenthums konnten die schärfsten Mahnungen der Kirchenväter das seidene Kleid nicht verbannen, ja die Priesterkleidung und als Kirchen-schmuck ein. Die Seide ward zum Horioband und Grund mehrerer Kriegszüge der oströmischen Kaiser gegen die Araber und Berber und war die Hauptveranlassung jenes für Griechenland so verhängnisvollen Krieges gegen Roger II. von Sicilien; sie ward die Hauptveranlassung auch der Eroberung Mailands durch Franz I. von Frankreich und Gegenstand der wärmsten Fürsorge der französischen Könige; sie nahm endlich später die gewerbliche Thätigkeit fast aller Länder Europas in Anspruch; Friedrich der Große hob ihre Cultur, Catharina die Große war ihre Vasallin — sie war und ist das Triebwerk der größten Luxusbestrebungen aller Völker.

Ihre Culturgeschichte beginnt mit einem Zeitalter, das weit über die Zeit der alten hellenischen Heldenlagen, den trojanischen Krieg, rückwärts hinausreicht, in China. — Heute hat sie ihren Siegeslauf über die ganze Welt gehalten. Charakteristisch aber ist, daß alle Länder, welche dieser Siegeslauf berührte, in höherem oder geringerem Grade im Besitze der Seidenzucht stehen, von China an bis auf unsere Reiche, die an der Spitze der Civilisation stehen. In allen Ländern der Welt war es nur die Macht des Luxus, welche die Verbreitung und Benutzung der Seide beförderte, und bewunderten wir heute die Größe der Seidenindustrie in Frankreich, Deutschland, England, in der Schweiz, in Belgien, Italien, Kleinasien und in anderen Reichen, so müssen wir den Vertheiliger des Luxus, von den Epitüranten herab bis auf die Neuzeit, betrachten.

**Die reichsten Frauen.**

Off ist von den reichsten Männern die Rede, sehr selten nur von den Frauen, welche sich im Besitze seltener Reichthümer befinden. Die reichsten Frauen der Welt sind Senora Coufino, Mrs. Hettie Green, die Baronin Bourdett-Coutts, Rabame de Barrios (Marquise de Roda) Mrs. Mary Garrett von Baltimore und die große russische Grundbesitzerin Madame Woleska. Senora Coufino, eine südamerikanische Wittne, soll 40,000,000 Pfd. Sterl. besitzen. Außer großen Gütercomplexen gehören ihr Eisenbahnen, Silber-, Kupfer- und Kohlengruben und unzählbare Juwelen. Allein die Kohlengruben bringen ihr 17,000 Pfd. Sterl. monatlich ein. Aus den Silber- und Kupferminen bezieht sie 20,000 Pfd. Sterl. monatlich. Mrs. Hettie Green ist die reichste Dame unseres Landes; ihr Vermögen wird auf über \$60,000,000 geschätzt. Die Marquise de Roda ist die Gattin eines spanischen Grafen. Sie ist in Guatemala geboren. Der damalige Präsident des Landes, Senor de Barrios, heirathete sie, als die vierzehnjährige sich noch im Kloster zu ihrer Erziehung befand. Die Einkünfte der Oberin überwand er sehr einfach, indem er dieselbe in's Gefängnis warf. Der Dictator wußte sich gezwungen zu bereichern, ehe er in der Hauptstadt erschossen wurde. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Wittne 5,000,000 Pfd. Sterl. Mrs. Mary Garrett von Baltimore, die Tochter des früheren Präsidenten der Baltimore- und Ohio Eisenbahn, besitzt ca. \$10,000,000, welche sehr lohnend angelegt sind. Madame Woleska nennt fast ebenso viel ihr Eigen. Beachtenswert ist, daß alle sechs Damen ihr ungewöhnliches Vermögen selbst, und das ganz geschäftsmäßig, verwalten.

— Wo die Gebanten mager, sind die Worte feil.

**Frühreise der Kinder.**

Von Dr. J. Geymann.

Goldammer warnt: Thorsheit der Mütter und Wärterinnen versteht es sehr oft darin, daß sie das von Natur schon lebhaft und nach Belohnung gierige Kind noch künstlich aufzudecken, um Leistungen, die weit über die naturgemäße Fähigkeit des Kindes gehen, im Kreise der Familie und der Freunde prahlen zu können. Aus solchen Wunderthaten werden meistens Schwindelstücke, immer aber Menschen, die zu Eitelkeit und Ueberhebung geneigt sind.“ Gerade die letzten Worte können den Müttern nicht dringend genug vor Augen gehalten werden. Bloße Wortbildung geschieht wohl stets auf Kosten der eigentlichen Befähigung. Ein Ueberreizen des Gehirns durch eine übermäßige Zufuhr von geistiger Nahrung in all zu frühem Alter bringt fast stets ein frühes Siechthum mit sich. Meistens ist die Ausbildung des Gehirns dabei auch eine einseitige. Solche Kinder sehen wir noch oft genau als Wunderkinder öffentlich auftreten, sich als Rechenkünstler zeigen u. a. mehr.

Recht lesenswerth ist das, was der alte Kinderarzt Dr. J. Storch, im Jahre 1760 in seinem Lehrbuch der Kinderheilkunde „von Klugheit und Dummheit der Kinder“ schrieb. Er warnt vor dem übermäßigen Antrieben der geistigen Entwicklung des Kindes durch zu frühe Vorführung von Sprachstoffen und erzählt ein Beispiel von einem dreijährigen Kinde Christian Heineke, welches in Lübeck geboren und „durch die Disturie eines schlesischen Herrn von Abel v. Schönfeldt soweit gebracht worden, daß es nicht allein die biblischen Geschichten von Anbeginn der Welt bis auf die Zerstückung Jerusalems fertig im Gedächtnis gehabt, sondern auch in studios elegantioribus und sonderlich in historiaris folio profectus gemacht, daß es im dritten Jahre, nämlich 1724 den 9. September, bei Jbro Königlich Majestät von Dänemark zwei Stunden Ludwig gepabt und ihnen ein Buch überreichte, welches aus dessen Munde geflossen und die ganze Historie der dänischen Könige enthielt.“ Das Kind blieb schwächlich und starb, wie man vorhergesagt hatte, früh, nämlich noch vor Beendigung des fünften Jahres.

Storch erwähnt dann noch ein zweites Beispiel, ein Kind von fünf Jahren, Johann Philipp Barakier aus Schwabach, welches im dritten Jahre vollkommen auf Zehen gelernt und im vierten deutsch, lateinisch und französisch hat reden können.“ Dr. Storch fährt dann fort: „Ueber dergleichen seltene und fertige Ingenia verlegen zwar die Eltern eines Kindes und auch andere, welche nicht etwa den Reiz besitzen, sich große Freude zu machen in der Meinung, daß es noch in dem kindlichen Alter zur Doktorwürde gelangen und also hernach an Gelehrsamkeit übertrifft müßte; allein die meisten finden sich in solcher Hoffnung betrogen: denn läuft es nicht damit da hinaus, daß dem Leibe die nöthigen Lebenskräfte entzogen werden und derselbe schwach und trübselig werden muß, und also dergleichen Kinder vor der Zeit sterben, so werden doch, durch die vielen nach dem Haupte gelodeten Congestionen, die Organe übertrieben, daß hernach Erinne und Gedächtniß vor der Zeit schwächen.“

Der außerordentliche Verstand und Klugheit an einem Kinde merkt, der thut besser, er fällt es vor Memorieren und Studiren zurück, als daß er es dazu anspornet.“ „Der Kinder zur Klugheit und Studiren führen will, der Jahre mit ihnen beifam und wünschliche oder luche nicht, fe vor der Zeit und in der Kindheit noch auf den Gipfel der Gelehrsamkeit zu bringen: ein Obß, so vor der Zeit reif wird, hat entgegen der Natur gelodet, oder es ist durch überhöhe Hitze soweit gebracht; welches beides aber keine Dauer hat.“ Es sei ein Kind so gelehrt, als es wolle, so wird es keinen anderen Vortheil davon haben, als daß es Hundert und in seiner Gelehrtheit zu Stolz, Einbildung und Eigenliebe gelehrt wird.“

Aus diesen Citaten, die ich aus den Schriften von Pestalozzi, Dr. Storch und Goldammer angeführt habe, geht hervor, daß die Kinderzucht und Erzieher schon seit langen Zeiten über die geistige Entwicklung der Kinder und die Pflege der Sprechlust der Kinder einer Meinung gewesen sind; sie warnen vor dem Zuviel.

— Tröfliche Patient: „Denken Sie, daß Sie mich wirklich helfen können, Herr Doctor?“ — Arzt: „Rein Zweifel, mein Lieber! Gerade mit dieser Krankheit — Erstickung bin ich ganz vertraut. Ich behandle nämlich einen Patienten, der genau daselbe Leiden hat wie Sie, schon seit zwanzig Jahren!“

— Ich tzu verblüffen. Junger Mann (die Tochter des Hauses beim Abschied küßend): „Hier ist also ein Kuß für Ihre liebe Mama und hier ein Kuß für Ihre kleine allerliebteste Schwester.“ — Frau (entsetzt): „Aber, Herr Schmidt, Sie vergessen nicht!“ — Junger Mann: „Sie haben recht, Fräulein Anna. Also hier ist noch einer für mich selbst!“

— Der giftige Geißel. Fräulein A. (zu ihrem Nachbarn an der Table d'hot): „Was sehen Sie mich immer so forschend von der Seite an, Herr Schmidt?“ — Schmidt: „Ach, Verzeihung, gnädiges Fräulein erinnern mich so lebhaft an meine Großmutter!“ — Fräulein A.: „Sie werden belebend, mein Herr!“ — Schmidt (trah): „Ich meine natürlich, als sie noch jung wost!“

— Der giftige Geißel. Fräulein A. (zu ihrem Nachbarn an der Table d'hot): „Was sehen Sie mich immer so forschend von der Seite an, Herr Schmidt?“ — Schmidt: „Ach, Verzeihung, gnädiges Fräulein erinnern mich so lebhaft an meine Großmutter!“ — Fräulein A.: „Sie werden belebend, mein Herr!“ — Schmidt (trah): „Ich meine natürlich, als sie noch jung wost!“

— Der giftige Geißel. Fräulein A. (zu ihrem Nachbarn an der Table d'hot): „Was sehen Sie mich immer so forschend von der Seite an, Herr Schmidt?“ — Schmidt: „Ach, Verzeihung, gnädiges Fräulein erinnern mich so lebhaft an meine Großmutter!“ — Fräulein A.: „Sie werden belebend, mein Herr!“ — Schmidt (tr